

II. Feld und Forschung: Ethnografische Erkundungen im Feld feministischer und queerer Sportkultur

Durch die paradoxerweise normativ stark aufgeladene antinormative Selbstdefinition meines Untersuchungsfeldes und die im Fitnesssport besonders zentrale Fokussierung auf den Körper ergeben sich spezifische Spannungen, Kämpfe und Aushandlungen – und damit auch Normen, Ausschlüsse und Verwerfungen. Diese sollen mit einer Verbindung aus raum- und emotionssoziologischen Perspektiven ethnografisch erschlossen und soziologisch beschrieben werden, um sie als spezifische Kontexte aktueller Subjektivierung analysieren zu können. Dazu erscheint es zunächst notwendig, die ideelle Ausrichtung des Untersuchungsfeldes näher, auch genealogisch, zu betrachten. So sollen Kontinuitäten wie auch Wandlungen in den relevanten Diskursen und Praktiken erarbeitet werden, um die Ergebnisse der aktuellen Feldforschung auch genealogisch verorten zu können.

Die beobachteten Gruppen und ihre Räume sind zum einen strukturell eingebunden in übergeordnete Sportvereinsstrukturen, welche explizit im Rahmen der westdeutschen feministischen Sportkultur der 1980er Jahre entstanden sind. Zum anderen finden sich in allen Gruppen ideelle Bezüge auf den Feminismus und die Frauenbewegung. In diesem Kapitel wird daher zunächst die feministische Sport- und Bewegungskultur der 1980er Jahre eingeführt, welche damit sowohl als organisatorische als auch als ideelle Vorläuferin der hier untersuchten queeren (Fitness-)Sportkultur anzusehen ist.

Daher wurden ausgewählte Quelldokumente der westdeutschen¹ feministischen Sport- und Bewegungskultur der 1980er in Form von selbstbeschreibenden Berichten und Analysen der eigenen Praxis aus der entsprechenden Zeit herangezogen und auf zentrale Erzählungen, Topoi und Muster hin betrachtet. Hier ist ein Kontrast zum Material der aktuellen queeren (Fitness-)Sportkultur zu beachten, sowohl in der Art des Datenmaterials als auch in Bezug auf die

1 Zur internationalen feministischen Sportkultur arbeitet u.a. Jordan Matthews (Matthews 2018). Zu einer feministischen ostdeutschen Sportkultur liegen mir keine Materialien vor.

Möglichkeit seiner Beschaffung: Während die aktuelle queere Fitnesskultur hier teilnehmend beobachtet werden konnte und sowohl Selbstdarstellungen (Kap. III.1) als auch zum Teil wissenschaftliche Beschreibungen dazu im Internet leicht zugänglich sind (zum Beispiel Carter/Baliko 2017; Elling/de Knop/Knoppers 2003), ist historisches Material der frühen feministischen Sport- und Bewegungskultur weniger zahlreich erhalten und öffentlich zugänglich. So kann hier »nur« auf textliche Selbstbeschreibungen und -deutungen der Praktiken in Form von Dokumentationen und selbstreferenziellen Sammelbandbeiträgen zu feministischer Sport-Wissenschaft und -praxis zugegriffen werden. Werbematerialien, inklusive Bildmaterial, welches mit den aktuellen Websites der untersuchten queeren Fitnessgruppen vergleichbar wäre, ist allerdings im Rahmen der zur Verfügung stehenden und dem Forschungsvorhaben angemessenen Ressourcen nicht zugänglich.

1 Feministische Sport- und Bewegungskultur als Vorläuferin

Die feministische Sport- und Bewegungskultur entstand in den 1980er Jahren im Kontext der Neuen Frauenbewegung in Deutschland, die eng mit dem Alternativmilieu (Reichardt/Siegfried 2010; Siegfried 2012; Eitler/Elberfeld 2015; Lenz I. 2010b; Häberlen/Smith 2014; Häberlen 2018) und der Autonomen Szene (Purazar/Riedel 1995) verbunden war. In diesem Sinne war eine »Politik der ersten Person« (Haunss 2011: 49), also ein Grundverständnis von Politik ausgerichtet am Individuum, auch hier maßgebend. Das, was gemeinhin als privat gefasst wird, wurde als explizit politisch betrachtet (Lenz I. 2010b).

Zentrales Thema der Neuen Frauenbewegung (auch »Zweite Welle-Frauenbewegung« genannt, vgl. Schulz 2019) war und ist dabei der (eigene) Körper (Lenz I. 2010a; Schmincke 2018b; Villa 2013; Duden 2008; Rose L. 1992): die Problematisierung physischer und sexueller Gewalt gegen Frauen, das Ausfechten reproduktiver Rechte (Achtelik 2015) und die Kritik vorherrschender Schönheitsnormen (Bordo 2003a; Bartky 1998) sind nur die zentralsten Beispiele. Dabei spielt der Körper beziehungsweise seine Konzeptualisierung als verfügbare Entität, als fremd- oder selbstbestimmt (und damit bestimmbar) den zentralen und ambivalenten Topos, der sich durch alle Themenfelder feministischer Politik zieht (Villa 2008b, 2017; Duden 2008; Schmincke 2018b). Wie Imke Schmincke herausarbeitet, war der Bezug auf eine gemeinsame körperliche Bedingtheit und Erfahrung zentrales Element der kollektiven Subjektbildung der Frauenbewegung von 1968-1975² als »wir Frauen« (Schmincke 2018b).³ So zeigt sich für die Neue Frauenbewegung eine normative Vorraussetzung geteilter körperlicher und körperbezogener Erfahrungen: »Die Subjektivierung des kollektiven Wirs und zugleich die des Individuums erfolgte [...] primär über die Entdeckung individueller Erfahrung als Quelle für das kollektive Subjekt und diese überindividuelle Erfahrung war vor allem eine negative und körperliche.« (Schmincke 2018b: 143) Schmincke betont, dass es in der Neuen Frauenbewegung zentral um das Verhältnis zum eigenen Körper, um das Empfinden ihm gegenüber und in ihm, ging. Sie zitiert aus einem Flugblatt zum 8. März 1973: »Die Selbstbestimmung der Frau erfordert nicht nur gesetzliche Regelungen, sondern ein verändertes Verhältnis zum eigenen Körper.« (Frankfurt Frauen zitiert nach Schmincke 2018b: 140)

Das kann als ein Ansatzpunkt für die sich Ende der 1970er/Anfang der 1980er entwickelnde feministische Sport- und Bewegungskultur gesehen werden. Immer

2 Schmincke grenzt diesen Zeitraum in Orientierung an Ilse Lenz' Phasenmodell als Erste Phase der Neuen Frauenbewegung ein (vgl. Lenz I. 2010a).

3 Dieses »Wir« wurde zunehmend bewegungsintern aus verschiedenen Perspektiven, zum Beispiel von Lesben, trans* Personen, behinderten und Schwarzen Frauen, kritisiert und ist nicht zuletzt ein Abgrenzungsmoment der queeren Bewegung und Szene.

wieder finden sich in entsprechenden Publikationen Bezugnahmen auf angemessene geteilte Erfahrungen vor allem im Bereich des Schulsports (Flohr 2003a; Gröver 1993: 40, 43; Schmidt 1993: 82) und in der Erfahrung sexistischer und sexualisierter Gewalt (Gröver 1993: 40f). Letzteres war schließlich auch Anlass für die Etablierung von autonomen Frauen-Selbstverteidigungs- und Selbstbehauptungstrainings, welche ab Mitte der 1970er Jahre entwickelt und durchgeführt wurden, sich jedoch nicht als Sport-Angebot sondern als pragmatische notwendige (Über)Lebenshilfe für Frauen verstanden (Fingerhuth 2011: 74; Schute 1996: 135).⁴ »Jede von uns kennt das Gefühl, wehrlos zu sein (...)« (Adner/Mänz 1986: 181), lautet beispielsweise gleich der erste Satz eines Textes über feministische Selbstverteidigungs- und Selbstbehauptungstrainings. Diese gehen zwar nicht völlig in der feministischen Sportkultur auf, sind aber als Vorläuferinnen und Teil der sich später ausdifferenzierenden Sport- und Bewegungskultur zu betrachten.

Obwohl Sport als gesellschaftliches Feld, in welchem Körper und Geschlechterordnung von zentraler Bedeutung sind, damit als prädestiniert für feministische Intervention gesehen werden kann, wurde es tatsächlich erst ab Beginn der 1980er Jahre dafür erschlossen. Birgit Palzkill schreibt dazu:

»Die Möglichkeiten, die der Sport Frauen bieten könnte, sind bis zum Beginn der 80er Jahre von der Frauenbewegung überhaupt nicht gesehen worden und werden m.E. bis heute [Anfang der 1990er Jahre, Anmerk. C.S.] zu wenig beachtet. Dabei war es doch gerade die neue Frauenbewegung, die die Funktionalisierung des Frauenkörpers zur Körper-Ware und die Vergesellschaftung der Frau über ihren Körper aufdeckte und anprangerte. Dies hätte eine Verbindung zum Sport, als einem Bereich, der den Körper und seine Bewegung zentral thematisiert, nahegelegt. Doch die Definition der Sport- und Bewegungskultur als ›männlich‹ wurde zu bereitwillig aufgegriffen und das Territorium Sport den Männern überlassen.« (Palzkill 1997: 111)

Auch Susanne Bischoff erinnert sich 2003 in einem Grußwort zum 15-jährigen Jubiläum des 1988 gegründeten Berliner FrauenLesbenTrans*Inter* und Mädchen-Sportvereins (damals noch FrauenLesben-Sportverein) Seitenwechsel e.V. an ihre Erfahrungen 1982: »Sport als eigenständiger Bereich der Frauenbewegung war noch kein Thema für feministische Lesben bzw. andere feministische Frauen.« (Bischoff 2003) Eva Maria Schute spricht sogar von einem »roten Tuch«, dass der Sport für die Neue Frauenbewegung aufgrund seiner Charakterisierung durch »Regle-

4 In dieser Zeit entstand und verbreitete sich auch das in Kanada entwickelte Selbstverteidigungs- und Selbstbehauptungskonzept Wendo (Bedeutung: Weg der Frauen), welches bis heute ausschließlich an Frauen (und trans* Menschen) weitergelehrt werden darf.

mentierung, Quantifizierung sowie Leistungs- und Rekorderorientierung« gewesen sei (Schute 1996: 136; vgl. Pfister 2000: 38; Rose L. 1992).

Dennoch entwickelten sich im Verlauf der 1980er Jahre mehr und mehr Infrastrukturen einer feministischen Sport- und Bewegungskultur im Kontext einer übergreifenden Neuen beziehungsweise Alternativen Sportkultur (Pawelke 1995; Moegling 1988), die dominante Werte des Vergleichs- und Wettstreits, der Disziplinierung und Kapitalisierung des Sports kritisierte.⁵ Diese widmete sich explizit dem Feld des Sports, in praxi als auch in seiner wissenschaftlichen und populären Rezeption (beispielsweise der androzentrischen Ausrichtung der Sportwissenschaft und des Sportjournalismus).

Wiederkehrend finden sich hier Formulierungen wie »Entwicklung unserer eigenen Maßstäbe« (Bischoff/Schmidt 1988: 59) und Begriffe wie »selbstbestimmt« und »Autonomie«, welche »vor allem die Abwendung von bestehenden Strukturen zugunsten der *Schaffung* eigener« (Villa 2004: 249, Herv.i.O.) bedeutete, seien es Frauencafés, Frauen-Wohnprojekte oder eben Frauensportangebote (Doderer/Kortendiek 2008). Als zentrale praktische Umsetzungen und Institutionalisierungen erscheint in den entsprechenden Publikationen prominent der seit 1984 im Hochschulsport der TU Berlin verankerte Schwerpunkt »Frauenkurse« (vgl. Fingerhuth 2011; Schmidt 1993; Schute 1996). Ebenfalls scheint das 1990 eröffnete⁶ feministische Bewegungs- und Kommunikationszentrum in Tecklingburg/Brochterbeck bei Münster sehr relevant, welches Teil eines Modellprojekts der Universität Münster war (vgl. Kröner 1997; Scheffel 1997; Fingerhuth 2001: 72). Das zeigt, ebenso wie die doch recht zahlreichen wissenschaftlichen selbstreferenziellen Publikationen (Bischoff 1993; Buschmann/Becker 1988; Henkel 1997; Kröner/Pfister 1997; Pfister 1996; Schenk 1986), eine starke Verknüpfung zwischen feministischen Bestrebungen in der akademischen Sportwissenschaft und praktischen feministischen Sport-Strukturen.

Das zentrale Bemühen der feministischen Sport- und Bewegungskultur der 1980er Jahre bestand neben dem Aufbau von Strukturen (Vereinen, Räumen, Veranstaltungen) auch in der Erarbeitung eines eigenen Verständnisses von Sport. Dieses beinhaltete für einige auch eine Ablehnung des Sportbegriffs, weswegen die geteilte Selbstbeschreibung als »Sport- und Bewegungskultur« erfolgte.⁷

5 Inwiefern das mit einer generellen »Versportung« (Rose L. 1997) der Gesellschaft und der wachsenden Entwicklung diverser Bewegungskulturen ab den 1970er Jahren (Alkemeyer 2007; Reckwitz 2018: 327f.; Wopp 1995; Stieglitz/Fenske 2012) in Verbindung zu bringen ist, wäre ein interessantes Desiderat für weitere Forschung.

6 In Ilse Lenz' Phasenmodell wären beide Projekte damit der Phase der Professionalisierung und institutionellen Integration zuzuordnen (Lenz I. 2010a: 23).

7 Näheres zur Namensgebung als explizite kritische Auseinander- und Absetzung vom Sportbegriff beschreibt Susanne Bischoff (Bischoff 1993: 153).

Bewegung ist hier durchaus mehrdeutig zu verstehen: Über das schlichte Ausweiten und Alternieren des klassischen Sport-Verständnisses hinaus, ging und geht es um eine Art ›innere‹ emotionale oder geistige Bewegung sowie um Bewegung im Sinne gesellschaftlicher Transformationsprozesse, welche Ziel der sozialen Bewegung (der feministischen beziehungsweise Frauenbewegung) sind, denen diese Sport-Subkultur zuzuordnen ist.

»Die Frau, das feministische Subjekt soll(te) in Bewegung geraten und damit indirekt auf Verhältnisse einwirken, von denen es sich in autonomer Weise abgewandt hat, um eigene separate (Semi-)Öffentlichkeiten und ›Bewegungsräume‹ zu schaffen. Dabei geraten politische Praxen in das Paradox gleichzeitiger Autonomie- und Verstrickungs- bzw. Einmischungsbewegungen.« (Villa 2004: 248)

Was Villa Braslavsky hier für die Neue Frauenbewegung ganz allgemein analysiert, findet sich ebenso in der feministischen Sport- und Bewegungskultur: Das Verhältnis zum populären und konventionellen Sport und dessen inhärenten Strukturen, Mechanismen und Logiken war und blieb stets ambivalent. So ging (und geht) es darum, Alternativen zum konventionellen Sport zu schaffen und gleichzeitig in diesem als Frauen sicht-, erfolg- und einflussreich zu sein: »Die Entwicklung einer feministischen Bewegungskultur benötigt einerseits volle Autonomie losgelöst von den bestehenden Organisationsstrukturen und andererseits aktives Eingreifen in, sowie Veränderung der bestehenden Strukturen.« (Scheffel/Thies 1988: 93)

Dass die Frage, wie Sport unter dem Attribut ›feministisch‹ zu betreiben sei, spätestens in der Praxis nicht ganz einfach zu definieren war und ist, zeigen bewegungsinterne Debatten um die (Un-)Möglichkeit, überhaupt feministisch Sport (Palzkill 1997; Schute 1996), spezifisch Kampfsport oder Wettkämpfe zu betreiben. Ein gutes Beispiel sind auch die Beschreibungen aus der Entstehungszeit des oben bereits erwähnten feministischen Bewegungs- und Kommunikationszentrums in Tecklingburg/Brochterbeck 1990. Diese sind im Band »Frauenräume. Körper und Identität im Sport« in zwei Beiträgen ausführlich erwähnt. Im Beitrag von Heidi Scheffel (1997) wird unter anderem die »Jazztanz-Problematik« (ebd.: 173) beschrieben, welches darin besteht, dass die Zielgruppe – hier Mädchen und junge Frauen aus dem Ort – sich entsprechend der damaligen Mode einen Jazztanz-Kurs wünscht, die Organisatorinnen des Zentrums Jazztanz aber als sexualisierte, körpernormierende Tanzform mit wenig Potential zur Entfaltung eines eigenen kreativen Potentials ansehen, die ihrem Konzept von feministischem Sport widerspricht (Scheffel 1997: 172ff.). Als Kompromiss wird schließlich ein Kurs unter dem Titel »Gestaltung und Improvisation im Jazztanz« angeboten, in welchem explizit proklamiert wird »anders« Jazztanz zu betreiben, indem keine »Technikhülsen« von außen übergesteift werden«, sondern das »Umsetzen von eigenen Bewegungsvorstellungen« und der »eigene Ausdruck und Tanzstil im Vordergrund« stünden

und »nicht nach ›schön‹ oder ›nicht schön‹ beurteilt würde (ebd.: 174).⁸ Mit dieser Inklusion zunächst wenig feministisch scheinender Bewegungsformen entspricht das Handeln der Zentrumsleitung den Grundlinien der allgemeinen Alternativen Bewegungskultur, die explizit besagt »Nur kein neues Bewegungsdogma errichten! Vorsicht vor einer intoleranten Ausgrenzung von Fußball, Bodybuilding oder Jazzdance!« (Moegling 1988: 20)

Die »Jazztanz-Problematik« steht exemplarisch für ein Problem, welches feministische wie queere Sportkultur bis heute beschäftigt und ein grundlegendes Dilemma »dissidenter Partizipation« (Hark 2005) darstellt. Die Frage, wie an einer Kultur (sei es nun eine akademische oder eine Sportkultur) zu partizipieren sei, an der die eigene soziale Bewegung grundlegend Kritik übt – die Frage also nach der Möglichkeit des Richtigen im Falschen – wird hier durch die Schaffung einer »eigenen« Variante versucht, welche um die kritisierten Aspekte bereinigt werden soll, ähnlich der Etablierung von Fitnessgruppen ohne ›body shaming‹ und Leistungsdruck.

1.1 Von Frauen für Frauen

Einigkeit schien zunächst bestanden zu haben in der Frage der Gleichsetzung von Zielgruppe und Anbietenden, ausgedrückt im häufig verwendeten Slogan »Von Frauen für Frauen« (Fingerhuth 2011: 76; Schute 1996).⁹ Eng damit verknüpft war das Konzept des Schutzraumes (Kokits/Thuswald 2015; Thuswald 2018; Ommert 2016; Kaempff 2014), welchen die feministische Sport- und Bewegungskultur bieten wollte beziehungsweise will. Die Ausschließlichkeit der Räume für Frauen wurde (und wird) damit begründet, dass ›der Mann‹ als unhinterfragbarer Maßstab und Machthaber in einer »praktisch, theoretisch und organisational-politisch von patriarchalen Zielen, Inhalten und Strukturen« (Bischoff/Schmidt 1988: 58) geprägten Sportkultur zu sehen sei. Das Ziel »in unserem Denken, Fühlen und Handeln unabhängig von männlichen Denk- und Handlungsmustern und der an sie gebun-

8 Ähnliche Formulierungen finden sich auch in der Beschreibung des Tanzangebots bei Seitenwechsel e.V. in der 15-Jahre-Jubiläums-Broschüre des Vereins, wenn es beispielsweise heißt: »Im Tanz, in der Bewegung gibt es kein ›richtig‹ oder ›falsch‹. ›Frau muss weder superfit noch superjung sein‹, resümiert Anne [...].« (www.seitenwechsel-berlin.de/archiv/raeume-zeiten-ebenen/, zuletzt eingesehen am 20.10.2020)

9 Das findet sich ähnlich auch in der aktuellen queeren Sportkultur, wenn auch ohne die Nutzung eines einzigen Begriffs zur Selbstbeschreibung (»Frauen«). Hier wird nicht mit dem »ohne (cis) Männer« geworben – selbst in Vereinen, welche eine FLTI*-only-Politik betreiben, wird dies eher spärlich erwähnt. Stattdessen wird mit einer Offenheit des Angebots »für alle« geworben. Dennoch zeigt ein genauerer Blick, dass dieses »alle« bereits einige Implikationen beinhaltet.

denen Wertschätzung und Anerkennung zu werden« (ebd.: 59), könne daher nur durch radikale Separierung erreicht werden.

Als Gründe für die Exklusion von Männern galten:

- »- Männer stören durch ihr Imponiergehabe, überschreiten verbal und körperlich Grenzen;
- sie bestimmen den Sport in ihrem Sinne durch Leistungsorientierung und Konkurrenzdruck;
- Frauen setzen sich selbst in Anwesenheit von Männern stärker unter Leistungsdruck.« (Schmidt 1993: 81; ähnlich auch Bischoff/Schmidt 1988: 60)

Männer wurden also in mehrfacher Hinsicht als Störelemente eines Schutzraumes für Frauen ausgemacht. Dieses auf klar binären Geschlechterstrukturen basierende Konzept der »männlichen Denk- und Handlungsmuster« wurde im Laufe der 1990er Jahre nicht nur im akademischen Feminismus (Hark 2005; Butler 2014a, b) tiefgreifend infrage gestellt, sondern durch ein Erstarken der Positionen von trans*- und nicht-binärgeschlechtlichen Personen auch in der politischen und sozialen feministischen Bewegung. Dass die Anwesenheit von Männern – nun ausdifferenzierter als cis Männer – dennoch (weiterhin) ein heikles Thema auch für queere (Schutz-)Räume darstellt, wird in III.3 deutlich werden.

Oft eng mit der Thematisierung des Ausschlusses von Männern verknüpft, fällt die Relevanz von Gewalt-Erfahrungen in den Texten der feministischen Sport- und Bewegungskultur der 1980er auf. Das ist sicher durch den Ursprung in den Selbstverteidigungstrainings bedingt. Aber auch in Bezug auf Trainingsangebote, in denen es nicht explizit um Selbstverteidigung und -behauptung oder Kampfsport ging, wurden Gewalterfahrungen und der Wunsch sich zukünftig gegen solche gewappneter zu fühlen als zentrales Ziel angeführt. Dabei ging es sowohl um den Erwerb physischer als auch »psychischer Kraft« (Bischoff/Schmidt 1988: 60). Die explizite Thematisierung von Gewalt von Männern gegen Frauen, findet hingegen in den hier untersuchten Gruppen kaum statt, im Gegensatz zu Gewalt unter Männern (siehe Kap. III.4.2).

1.2 Kontroversen zwischen Spaß und Leistungsdruck

Trotz des an sich wenig freudvollen Themas sexistischer und sexualisierter Gewalt, wird als zentraler Aspekt der feministischen Trainingskultur ihr spielerischer Charakter betont. Gerade zu Beginn der Entwicklung einer eigenständigen feministischen Sportkultur verfügten die Frauen nicht über Turnhallen oder reguläre Sportgeräte, sondern mussten im öffentlichen Raum improvisieren: eine Not, die durchaus auch als Tugend beziehungsweise als Vorteil interpretiert wurde. Schließlich eröffnete das eine weniger als Sport, und damit für viele abschreckend, konnotier-

te Möglichkeit, geschlechtlich sozialisierte Bewegungs- und Verhaltensmuster zu überwinden und dabei und damit auch öffentlichen Raum einzunehmen:

»Mangels Turnhalle begannen wir im Tiergarten auf Bäume zu klettern, versuchten die Amazonenstatue zu erklimmen und spielten Fußball mit einem Ball von Aldi. Alte Fahrradschläuche, Bettlaken und Pappkartons erweiterten das low-budget-Gerätrepertoire für Körpererfahrung und kämpferische Spiele.« (Bischoff 2003)

Auch später, als Hallen zur Verfügung standen, blieb das Konzept des spielerisch-improvisierten Trainingsaufbaus als niedrigschwelliger Zugang zu Sport und Bewegung erhalten, gerade um Hemmungen, die in der weiblichen Körper- und Sportsozialisation begründet wurden (Young 1993; Rose L. 1992), abzubauen. So finden sich bei Susanne Bischoff folgende Beschreibungen feministischer Trainingsgestaltung:

»Klettern, Spielen und verrückendes Bauen mit großen Turngeräten (Kästen bzw. ihren Einzelteilen, Barren, Böcken, Bänken, in Verbindung mit Ringen, Tauen, dicken und dünnen Matten ...) und manchmal auch kleine Trampolins waren einige Elemente der leistungsdruckfreien, Ängste einbeziehenden, alltagsorientierten Bewegungsexperimente.« (Bischoff 1993a: 22)

Weiter führt sie aus:

»Wir bauten die großen Geräte in den verschiedenen Kombinationen zusammen und spielten beispielsweise Fangen damit. Eine mit Ringen verbundene schräge Bank wurde zur Nilbrücke: eine klettert um die Bank ohne herunterzufallen – entwickelt Techniken energiesparender Gleichgewichtsverlagerung und Sicherung ihrer Bewegungen. [...] Ich kam immer mehr dahin, daß Frauen/Lesben oft deshalb nicht klettern oder werfen können, weil ihnen niemand/frau ein Bewegungsbild davon vermittelt hat¹⁰ bzw. es irgendwann in der Zeit des Übergangs vom Mädchen zur jungen Frau ausgetrieben oder – wie selbstverständlich – abhanden kam. Bewegungsbilder neu zu entwickeln und damit spielen zu können ist demnach ein wichtiger Ansatz für eine eigenständige Bewegungskultur [...].« (Bischoff 1993a: 26)

Zentrales Trainingsziel ist hier also die Ermöglichung von neuen oder verlernten Bewegungserfahrungen ohne Leistungsdruck. Dabei wurde wenig Wert auf »korrekte« Spiel- oder Bewegungsausführung gelegt, wie Eva Maria Schute beschreibt:

»Sind im herkömmlichen Sport beispielsweise die Spielregeln eines Fußballspiels oder die Bewegungsnormen beim Geräteturnen das Maß aller Dinge, so entschei-

10 Wissenschaftlich ausgeführt findet sich diese These bei Young 1993.

den in feministischen Sportkursen die Teilnehmerinnen mit ihren Bedürfnissen darüber, wie sie ein jeweiliges Spiel spielen oder ein Gerät benutzen wollen.« (Schute 1996: 138)

Brigitte Gröver schildert ebenso eine »respektlose Umgangsweise mit der Turnhalle und den Geräten« (Gröver 1993: 40), die dazu führte, dass »[d]ie Unterscheidung und Aufspaltung in Sportliche und Unsportliche [...] hinfällig [wurde].« (Ebd.)¹¹

Dass es aber ganz so konstant Spaß und einfach dann doch nicht ist, die Unterscheidung in ›Sportliche‹ und ›Unsportliche‹ hinfällig werden zu lassen, zeigen hingegen Verweise auf interne Auseinandersetzungen rund um das Thema Leistungsorientierung. Da das »Leistungsprinzip als Legitimation (sozialer) Ungleichheit« gesehen wurde, welches »ein Herrschaftsverhältnis, in dem es Unterdrückter und Unterdrückte gibt«, impliziere (Roes/Vogt 1993: 189), könnte der »Anspruch ›Leistung zu erbringen‹ weil von der Trainerin gefordert, als Ausdruck von Macht einer Person über eine andere, nicht legitim sein« (ebd.). Eva Windhoff geht davon aus, dass »Lesben – wenn sie offen lesbisch leben – weitestgehend außerhalb der herrschenden gesellschaftlichen Norm leben«, was bedeute »daß wir den Leistungsbegriff im Sport nicht einfach für Lesben übernehmen können. Vielmehr sollte versucht werden ein eigenes, dem ›lesbischen Wertsystem‹ angepaßtest, Leistungsverständnis zu entwickeln.« (Windhoff 1993: 193)¹²

Gleichzeitig wird durchaus von einem legitimen Leistungsanspruch gesprochen, nämlich dann, wenn er für die individuelle Frau möglich und gewünscht ist und Unterschiedlichkeiten in seiner Ausprägung akzeptiert sind (Roes/Vogt 1993: 189), also wenn er als »persönliches Ziel« (Windhoff 1993: 193) codiert wird. So wird bei Windhoff dann auch unterschieden in positiv bewertetes lustvolles und motivierendes Wetteifern und negativ (und »männlich«) konnotierte Konkurrenz (Windhoff 1993: 196). Dabei betonen Roes und Vogt (1993), hier in Bezug auf eine lesbische Volleyballgruppe, durchaus praktische Probleme dabei, den Anspruch zu erfüllen, »lesbische Lust an Leistung« (Windhoff 1993: 194) zu fördern, »ohne in hierarchische Strukturen zu verfallen« (ebd.: 196), wenn es beispielsweise um die Vorbereitung auf ein Lesbenvolleyballturnier geht. Der Wunsch, dass alle sich willkommen fühlen, egal wie das volleyballerische Können aussieht, ist nicht immer

11 Praktiken des explizit spielerischen und »unkonventionellen« Gebrauchs von Sportgeräten und Aussagen darüber als eine Art der Bearbeitung von »Schulsporttrauma« und »Turnhallenphobie« finden sich auch in den ethnografischen Beobachtungen in den heutigen queeren Fitnesstrainings (siehe Kap.III.3).

12 Etwas grobschlächtig setze ich hier Waldhoffs Begriff von lesbisch mit feministisch gleich. Entsprechend der damals in entsprechenden Kreisen populären Losung Feminismus sei die Theorie und Lesbischsein die entsprechende Praxis, interpretiere ich Lesben in Waldhoffs Ausführungen als idealisierte feministische Subjekte.

leicht zu realisieren. »Dabei entstehen oft heiße Diskussionen. Immer wieder findet eine Auseinandersetzung darüber statt, ob wir ›just for fun‹ spielen oder ›mehr‹ wollen.« (Roes/Vogt 1993: 190) Auch Bischoff/Schmidt beschreiben ausführlich kontroverse Debatten über die Ambivalenz der ›Leistungsfrage‹:

»Auf der einen Seite stehen wir kritisch einem Sportsystem gegenüber, das die Identität, häufig auch körperliche Gesundheit von Mädchen und Frauen teilweise gravierend zer-/stört, gleichzeitig jedoch – und dies ist Teil der Widersprüche des Systems – für etliche Mädchen und Frauen ansonsten nur schwer zugängliche Möglichkeiten bereitstellt. Auf der anderen Seite freuen wir uns darüber, wenn Frau(en) erneut einen Weltrekord gesteigert hat (haben), Rechte für Frauen im Spitzensport durchsetzbar werden oder wenn u.a. Tennis der Frauen öfter die Medien füllt. Denn Mädchen und Frauen brauchen Vorbilder ihres Geschlechts, um für sich selbst bisherige Schranken zumindest infrage stellen zu können.« (Bischoff/Schmidt 1988: 68; vgl. auch Moegling 1988: 114)

Weiter heißt es im selben Aufsatz mit Bezug auf die bereits erwähnte häufig genutzte Trennung in fremd und selbst:

»Fremdbestimmt von selbstbestimmter Leistung zu unterscheiden, läßt sich dann auch weniger ergebnisorientiert (der Körper funktioniert erwünscht oder nicht) definieren, sondern vielmehr darüber, inwiefern die Frauen insgesamt bei sich bleiben/zu sich finden, [...]. Diese Prozesse, die [...] die Abwesenheit von zwanghaftem Druck voraussetzen, sind jedoch sowohl für die einzelnen Teilnehmerinnen als auch die Trainerin nicht unbedingt problemlos zu gestalten. [...] Es ist mitunter eine nur schwer bestimmbare Gratwanderung, um eine Unterscheidung zwischen einer Situation offenen Aufforderungscharakters und Druck treffen zu können.« (Bischoff/Schmidt 1988: 69)

Daher sei eine gemeinsame Reflexion über Leistungsbegriffe und Ansprüche an das Training unabdingbar, in der es darum gehen müsse, »Unterschiede konkurrenzlos zulassen zu können. [...] Dabei erscheint es wichtig, darauf zu achten, daß sich keine Frau in der Gruppe ausgeschlossen fühlt, weil sie vermeintlich nicht so ›gut‹ ist.« (Bischoff/Schmidt 1988: 69)

Was hieran grundsätzlich deutlich wird, ist eine ausgeprägte Diskussionskultur und ein Verständnis des geteilten Raumes und der gemeinsamen Sportpraxis als nicht selbstverständlich, sondern immer wieder verhandelbar und verhandlungsbedürftig. Die damit verbundene Gestaltungsfreiheit beinhaltet dabei unweigerlich auch eine Gestaltungsnotwendigkeit, welche in den Dokumenten der

1980er FrauenLesben-Sport- und Bewegungskultur explizit auf die Schultern aller Teilnehmenden verteilt werden sollte.¹³

1.3 Ablehnung von Hierarchien

Denn die feministische Sport- und Bewegungskultur der 1980er Jahre kritisierte die klassischen Rollen von Trainer_In/Anleitung und Trainierenden/Konsumierenden: »Ein weiteres Prinzip feministischer Bewegungskultur ist die Ablehnung von Hierarchien. So sollen sowohl die Beziehungen zwischen der Übungsleiterin und den Teilnehmerinnen als auch die Beziehungen der Teilnehmerinnen untereinander gleichberechtigt sein.« (Schute 1996) Es ging dabei sowohl um die Ablehnung einer kommerziellen Orientierung, mit einhergehender Konsumhaltung oder Dienstleistungsmentalität auf Seiten der Trainierenden und profitorientierten Motivation bei den Trainer_Innen, als auch darum »von der Vorstellung der ›alles wissenden, alles könnenden‹ Trainerin wegzukommen, hin zu einer, die nachfragt, Raum für eigene Wünsche gibt und mit der kooperative Unterrichtsgestaltung (zwischen Sportlerinnen und Trainerin) möglich ist.« (Windhoff 1993: 194) Ziel war damit auch eine Auflösung der Hierarchien zwischen Expert_Innen und Anfänger_Innen. So schreibt Sabine Flohr in bereits zitierter Seitenwechsel-Jubiläumsbroschüre über die Frauen-Selbstverteidigungstrainings der 1970er und 80er Jahre: »Konkret bedeutete dies, dass viele Gruppen bewusst keine Gurtprüfungen machten und sich ganz oder teilweise selbst trainierten. Wenn Frauen sich als Trainerinnen spezialisierten, verstanden sie dies eher als politisches Projekt denn als mögliche Erwerbsarbeit.« (Flohr 2003b)

Inzwischen wird ein deutlicher Rückgang dieses Anspruchs im Kontext zunehmender Professionalisierung des feministischen und queeren Sports diagnostiziert (vgl. BundesNetzwerkTagung der queeren Sportvereine 2019: 6). So resümiert auch Flohr:

»Die Teilnehmerinnen kommen mit einer anderen Haltung zum Training. [...] Die Teilnehmerinnen möchten ein vielseitiges und effizientes Training, ohne sich zuvor selbst in einer vorbereitenden Kleingruppe mit den Trainingsinhalten, dem Trainingsablauf oder auf selbstorganisierten Workshops mit der sportlichen »Weiterbildung« zu befassen. Diese Aufgaben sind im Lauf der Jahre – in An-

13 So sollte beispielsweise nicht die Trainerin entscheiden, wer Teil der Turnieraufstellung wird und wer nicht, sondern dies gemeinsam diskutiert werden. Auch wenn Roes und Vogt keine detaillierteren Informationen über solcherlei Aushandlungsprozesse liefern, zeigen die eben zitierten Aussagen schon, dass das Erreichen eines für alle zufriedenstellenden Konsenses sicher nicht immer reibungslos und harmonisch verlief.

passung an traditionellere Trainingsformen – immer mehr auf die Trainerinnen übergegangen.« (Flohr 2003b)¹⁴

Auch wenn die Rolle der Trainerin im Kontext der feministischen Sport- und Bewegungskultur explizit nicht als professionell im Sinne einer formal qualifizierten und entlohten Tätigkeit konzipiert war, waren Anforderungen dennoch hoch. Ihre Aufgabe lag nicht darin, möglichst erfolgreiche Sportlerinnen hervorzubringen, sondern einen Austausch und Reflexionsprozess bei den Teilnehmenden über ihre gesellschaftliche Positionierung als Frauen zu befördern, die als notwendig für die Entwicklung eines positiven Körper-Selbst-Verhältnisses gesehen wurden. Dafür scheint ein gewisses Maß an ›Vorausleistung‹ der Trainerin notwendig zu sein. So formuliert Schute:

»Um die Selbstbestimmung der Teilnehmerinnen zu gewährleisten, bedarf es auf Seiten der Übungsleiterin sowohl einer großen Offenheit als auch eines hohen Maßes an Sensibilität. Voraussetzung ist, daß sich die Übungsleiterin mit ihrer eigenen Bewegungs- und Sportgeschichte auseinandergesetzt und diese im frauenparteilichen Sinne kritisch hinterfragt hat. Sie muss sich über die alltagspraktischen Konsequenzen der herkömmlichen Sportkultur für Frauen im klaren [sic!] sein und, ausgehend von diesem Wissen, die Teilnehmerinnen in Hinblick auf ihren Alltag zu stärken versuchen. Sportliche Aktivitäten können dies natürlich nicht allein erreichen. Es geht auch darum, daß die Teilnehmerinnen miteinander sprechen, sich austauschen und so die Zusammenhänge zwischen individuellen Bewegungseinschränkungen und der gesellschaftlichen Situation von Frauen sichtbar werden.« (Schute 1996: 139)

Es wird also eine Art selbstreflektierender Vorarbeit benötigt, um die Werte der feministischen Sportkultur authentisch vertreten zu können¹⁵, ebenso gewisse ›soft skills‹, also persönliche Eigenschaften und Einstellungen wie ›Offenheit‹ und ›Sensibilität‹. Nicht immer gelingt diese Erfüllung dieser Ansprüche, wie Susanne Bischoff für sich resümiert:

»Nicht immer brachte ich die nötige Geduld auf. Mich überrollte manchmal die Vielzahl der Ängste und schlechten Vorerfahrungen [...]. Heute denke ich darüber hinaus, daß ich in vielem heimlich doch sehr an ›sportlich-funktionierenden‹ Körperbildern orientiert war – oft zu schnell zu viel wollte.« (Bischoff 1993a: 26)

14 Tatsächlich finden sich in den Feldbeobachtungen der vorliegenden Studie feste, personen- gebundene Trainer_Innenrollen, die in der Regel auch an formale Qualifizierung gebunden und zumindest mit Aufwandsentschädigungen entlohnt sind.

15 Dieser (Selbst-)Anspruch an Trainer_Innen findet sich in den beobachteten Gruppen ebenso, wie in Kap. III.3.2 besprochen wird.

1.4 Ambivalenzen der Selbstbestimmung

Feministische Sportgruppen waren immer auch Selbsterfahrungsgruppen im Sinne einer feministischen Praxis des Austauschs unter Gleichen und der Subjektzentrierung, was allerdings nicht mit einer individualistischen Selbstfixierung gleichgesetzt werden kann. Vielmehr sollte die Selbstreflexion und -transformation explizit als Ausgangspunkt weitergehender gesellschaftlicher Transformationen dienen (vgl. Villa 2004; Schmincke 2018b). Dabei wurde eine geteilte negative Erfahrung im Schulsport und anderen sportlichen Kontexten weitestgehend selbstverständlich vorausgesetzt (vgl. Flohr 2003a; Gröver 1993: 40, 43; Schmidt 1993: 82). In den eigens geschaffenen Schutz- und Entfaltungsräumen sollten diese Erfahrungen überwunden und durch positive Erlebnisse mit sportiver Betätigung aufgearbeitet werden. Ziel war es nicht, den Körper an sich zu verändern – ›fitter‹ zu werden – sondern das Verhältnis zum eigenen Körper, zu dessen Bewegungen, Form und Bedürfnissen positiv zu beeinflussen. Es ging (und geht) darum zu »lernen, mit [dem] Körper Raum einzunehmen, präsent zu sein und das auch zu genießen [...]« (Kröner 1997: 163), Spaß und Lust am Sport, »frei von Ängsten, Konkurrenzdruck und Leistungsbewertungen« (Bischoff/Schmidt 1988: 63) zu entwickeln und »eine positive Körperidentität, Vertrauen zum eigenen Körper [...] zu gewinnen.« (Bischoff/Schmidt 1988: 62) Die Abgrenzung und Kontrastierung zum Mainstream wurde und wird damit stark emotionalisiert. »Von der patriarchalen Last zur feministischen Lust« heißt ein Beitrag aus der Dokumentation eines gemeinsamen Seminars von Akteurinnen der feministischen Sportwissenschaft und Sportpraxis (Buschmann/Kröner 1988), der sich auf ein gleichnamiges Panel im Rahmen der dokumentierten Veranstaltung bezieht. Dieser Titel fasst viele Aspekte der (damaligen) feministischen Sport- und Bewegungskultur pointiert zusammen, vor allem auch die Funktion als *emotionale Transformationsräume* (Kap. 1.4): von der Last zu Lust. Lust wird vielfach angeführt als

»zentrales Motiv: Lust auf den *selbstbestimmten* Raum, auf das *selbstgestaltete* Spiel, auf die *eigen bewertete* Kraft, auf die subjektive Geschichte des Körpers ebenso wie die Lust auf ein Vertrauen zu sich selber in den Gemeinsamkeiten wie Verschiedenheiten mit anderen Frauen/Mädchen.« (Bischoff 1986: 134, Herv. C.S.)

Erklärtes Ziel ist eine Empfindung, ist der Spaß am und die Leidenschaft für sportliche Betätigung. Für diese emotionale Transformation wird eine Autonomie beziehungsweise Selbstbestimmung als notwendig betrachtet – Spaß am Sport und im eigenen Körper kann demnach nur entstehen, wenn die Räume, Praktiken sowie leitende Werte und Normen selbstbestimmt gestaltet werden. Allerdings wohnt dem Konzept der Selbstbestimmung eine grundlegende Ambivalenz inne, eigentlich sogar mehrere miteinander verzahnte Ambivalenzen. Zunächst einmal, und das hat das Jazztanz-Beispiel bereits deutlich gemacht, liegt eine gewisse

Spannung in der Forderung nach radikaler Selbstbestimmtheit, auch der eigenen Schönheitskonzepte und Leistungsvorstellungen, und der ebenso konsequenten Abgrenzung von allem, was als männliche Standards, gesellschaftliche Normen oder Mainstream identifiziert wird. So sollen Feministinnen selbst über ihren Körper bestimmen, sich dabei aber vor »heimlichen Fitness-Körper-Bildern« (Bischoff 1993b: 154) hüten und sich nicht »im Freizeitmarkt Fun-Fitness faltenlos bodygestylt in Barbiepuppenmanier einpassen« (Bischoff 2003). Die individualistische Selbst-Bezüglichkeit (jede nach ihren Maßstäben, Wünschen und Fähigkeiten) bricht sich an den gleichzeitig stark betonten normativen Maßstäben, die sich aus der Abgrenzung nach außen und Selbst-Stilisierung als »anders« ergeben. Hier zeigt sich eine nach Ilse Lenz für das Alternativmilieu und die zugehörige Frauenbewegung symptomatische paradoxe »Kombination von individueller Selbstbestimmung und moralischer Normierung« (Lenz I. 2010b: 381), welche sich auch im hier ethnografisch untersuchten Feld aktueller queerer Subkultur zeigen wird (Kap. IV).

Eine weitere Ambivalenz lässt sich mit Villa Braslavsky in etwa als unfreiwillige Geburtshilfe zur radikalindividualistischen Körpermanipulation ohne Bewusstsein ihrer gesellschaftlichen Einbindung unter der Ideologie individueller Autonomie formulieren (vgl. Villa 2008b: 250). So wird diskursiv eine Autonomie des eigenen Körper-Verhältnisses entworfen, die praktisch nicht möglich ist. In ihrer diskursiven Konstruktion birgt sie aber die Gefahr, die (feministischen) Individuen in eine radikale und normative Eigenverantwortungslogik zu verweisen, deren inhärente Freiheitsgrade zudem deutlich geringer sind als behauptet, sobald die bewegungs- oder szeneeinternen normativen Ausrichtungen mit eingedacht werden. Ferner gilt

»[A]uch wenn sich vielfältige Lesarten von Autonomie als politisches Leitmotiv feministischer Strategien in praxeologischer wie konzeptueller Hinsicht formulieren ließen, so bleibt doch unbestreitbar, dass die Betonung des *Selbst* in den feministischen Praxen wie Selbsterfahrungsgruppen, Selbsterkenntnis, Selbstermächtigung, Selbstbefreiung usw. eine mindestens ambivalente Inthronisierung der Unabhängigkeit und – in somatischer Hinsicht – Unverletzbarkeit bewirkten.« (Villa 2017a: 72)

Dem möchte ich eine Spezifizierung als »emotionaler Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit« hinzufügen, welche als eigenes normatives Ideal wirkt und besagt, dass das Ziel erfolgreicher feministischer Selbstwerdung in der Loslösung der eigenen eben auch emotional vermittelten gesamtgesellschaftlichen Einbindung liegt. Die Vorstellung eines feministischen Subjekts, welches »weitestgehend außerhalb der herrschenden gesellschaftlichen Norm« (Windhoff 1993: 193, s.o.) lebt und das mit Freude, beruht auch auf der Marginalisierung des Leidens und der Gefahren dieses Außerhalbstehens (Ahmed 2014c: 152) und der starken auch emotionalen

leidenschaftlichen (und dabei nicht unbedingt leidenden!) Verhaftung (vgl. Butler 2013: 11) in gesellschaftlichen Normen, die allen Individuen zu eigen ist.

Inwiefern dieser Subjektentwurf sich in den heutigen ›Erb_Innen‹ der feministischen Sport- und Bewegungskultur wiederfindet, wird im Verlauf dieser Arbeit differenzierter und materialreicher herausgearbeitet werden. Es folgt nun eine Einführung in das konkrete untersuchte Feld und eine Beschreibung des methodischen Vorgehens.